**Zeitschrift:** Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

**Herausgeber:** Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

**Band:** 11 (1903)

**Heft:** 23

**Artikel:** Ein Gang durch eine Irrenanstalt [Fortsetzung]

**Autor:** Inhelder, Walter

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-545707

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 11.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

## Ein Gang durch eine Irrenanstalt.

Von Dr. med. Walter Inhelder, prakt. Arzt in Rorschach.

(Fortsetzung.)

Wir verlassen den Wachtsaal und treten in den nicht minder geräumigen Arbeitssaal. Die Tür gegen die Veranda steht offen. Man schaut in reizende Landschaft. Und die Bewohner? Da sieht man ruhige Gesichter, die den Eintretenden freundlich grüßen. Die sind vertraut geworden mit dem Irrenhaus und beginnen sich auch mit der Welt wieder intimer zu beschäftigen. Da wird geschneidert, gestrickt und geflickt, als würde es morgen nicht mehr Tag. Dort macht sich's eine bequemer; sie sitzt abseits und macht ein Schläfchen Sie hat gutes Recht dazu, hat sie doch in ihrer Krankheit des Schlafes lange entbehren müssen. Soll sie uns erzählen? Gewiß täte sie es gern; sie ist geheilt und einsichtig. Der Arzt winkt ab. Lassen wir die Vergangenheit ruhen. Wenn man diese Kranke später einmal fragt, ob sie glaube, daß man eine Geisteskrankheit vortäuschen könne, wird sie sich ihrer schlaflosen Nächte erinnern und sagen: „Versucht's einmal, einige Tage und Nächte nicht zu schlafen, und dann denkt euch, es würden aus den Tagen Wochen werden.“ Lassen wir der Genesenen das wohlverdiente Schläfchen ungestört.

Da ist eine, die war viel gewandert. Die war lange auf der unruhigen Abteilung. Sie hatte lebhafte Sinnestäuschungen durchgemacht. Sie ist auch heute noch nicht frei davon, aber sie ist ruhig. Noch immer hört sie einzelne Stimmen, aber sie hat gelernt, dieselben als krankhafte Sinnestätigkeit zu betrachten; sie regen sie nicht mehr auf. Sie ist eine fleißige Arbeiterin, still, kann stundenlang abseits emsig bei der Arbeit sitzen oder am Sonntag auf der Veranda und hinausblicken in die Landschaft. Man hätte sie längst entlassen, aber sie hat keine Familie mehr. Die Anstalt ist ihre zweite Heimat geworden. Draußen bekäme sie bald Heimweh nach dem Irrenhaus.

Da ist eine blasse junge Frau. Sie ist gestern auf diese Abteilung gebracht worden. Sie hat eine Erschöpfungspsychose hinter sich. Sie ist schüchtern und unbeholfen, offenbar steht sie noch unter dem Banne ihrer Krankheit. Sie weint noch oft ohne äußeren Grund. Das ist ein verwundbares Gemüt, das noch einige Wochen der Ruhe bedarf vor der Entlassung. Vor einem Monat war sie genau so weit wie heute. Ein Besuch von zu Hause hatte sie so aufgeregt, daß sie ihn mit einem Rückfall zahlen mußte. Der Arzt wird vorläufig keinen Besuch mehr gestatten. „Ein selbstherrlicher Herr, der Arzt. Dem wollen wir dran denken, daß er uns den Besuch verweigert.“ So am nächsten Sonntag.

Und die andern? Und das Schlafzimmer? Das Eßzimmer? Wir müssen vorwärts. Wir gehen zum nächsten Haus. Zweistöckig, größer, im ersten Stock geräumige Säle und breiter Korridor, oben große Schlafräume und viele Einzelzimmer. Es scheint viele Patienten vom gleichen Schlag zu geben. Die meisten, sagt uns der Arzt, sind anfänglich im ersten Haus gewesen. Sie sind auch ruhiger geworden, als ginge es zur Genesung, wie die Angehörigen meinten. Dem Arzt haben sie noch besser gefallen, als sie noch Affekt hatten und der Wärterin die Suppe an den Kopf warfen. Wir treten ein. Die Säle sind leer; heute ist alles im Garten. Wieder dasselbe herzerquickende Landschaftsbild. — So viele Frauen und so still! Da sitzen einige direkt nebeneinander auf einer Bank. Da gibt's wohl Geheimnisse. Wovon unterhalten sie sich? Von nichts. Dort sitzen andere einsam; andere stehen herum oder machen kurze Gänge, eine um ein Blumenbett, eine andere um einen Baum. Es scheint, daß die meisten ihren Lieblingsplatz ausgewählt haben und diesen mit großer Beharrlichkeit innehalten.

Einige Typen heben sich schärfer ab. Da naht eine Frau, eine selbstbewußte Figur, ein verwittertes, scharf geschnittenes Gesicht. „Herr Doktor, bin ich entlassen? Ich bin doch nicht krank wie diese hier. Ich kann meinen Unterhalt selber verdienen!“ Und in der Tat, sie macht keinen kranken Eindruck. Und doch ist sie krank. Man hat sie anfänglich — es sind lange Jahre her — für schwermütig gehalten. Aber das Bild hat nicht stimmen wollen. Die anfangs gedrückte Stimmung ist bald gewichen. Zuerst haben ihr die Sinnestäuschungen zugeraunt, sie wäre eine Sünderin; dann haben sie ihr kundgetan, sie habe die Prüfung im Irrenhaus nur zu bestehen, um nachher gereinigt hervorzugehen und Braut eines mächtigen Monarchen zu werden. Jener Kaiser ist längst gestorben; die Patientin hat es gelesen, aber die Braut harrt dessenungeachtet seit 30 Jahren des hohen Gemahls. Sie erzählt ihre Ge-

schichte mit Ruhe, die Jahre haben die einst so erregte Frau ruhig gemacht, sie arbeitet, spricht über alles geordnet — ihren Wahn aber hat sie behalten. Der ist ihr unmittelbare Wahrheit. Die Sinnestäuschungen haben es ihr ja eindringlich gesagt und sind eben aus dem eigenen Seelenleben herausgewachsen. Ausreden? Das geht nicht und regt nur auf.

Hier eine andere. Ein lauerndes Gesicht, zusammengekniffene Lippen. Sie will auch Entlassung, aber keine Unterhaltung. Die Zauberer quälen sie Tag und Nacht und trachten sie krank zu machen. Es ist ein verwunschenes Haus und der Direktor im Bunde mit dem Bösen. Wer will ihr mit Gründen ausreden, was sie mit eigenen Sinnen sieht und hört und riecht und schmeckt? Ein Sinn bestätigt die Wahrnehmung des andern und bestärkt den Wahn. Wir können einem, der Schmerz empfindet, auch nicht sagen, der Schmerz sei nicht vorhanden; sonst sagt der Betreffende zum Arzt: „Du bist ein Dummkopf!“ und er hat recht. Wir verlassen uns ja auch auf unsere Wahrnehmung; verlangen wir nichts Ungehöriges vom Kranken.

Bald sind die Typen herausgegriffen aus dieser großen Gesellschaft; die anderen sehen sich schon eher gleich, sie tragen alle den Stempel geistiger Schwäche. Das Feuer hat ausgetobt. Ruinen sind geblieben. Die Wahnsysteme sind in Bruchstücke zerfallen. Gewiß hat jede Kranke ihre individuelle Geschichte. Jede hat ihre Schicksale gehabt und die Angehörigen haben diese für die Ursache der Krankheit gehalten, hier körperliche Krankheit, dort Seelenschmerz, getäuschte Hoffnung, Liebesleid und Heimweh, die Sorge ums Brot u. s. w. Und jedes hat individuell reagiert, wie in gesunden Tagen, so auch in der Krankheit. Je nach der Widerstandskraft des Gehirns ist die eine physisch schneller zerfallen, als die andere, hat die eine gefühlsaffektiv, die andere mehr verstandsmäßig raisonierend geantwortet; je nach dem Bildungsgrad haben ihr die Sinnesdelirien und Wahnideen mehr moderne Bilder und Gedanken oder mehr Spukgestalten vorgegaukelt. Da ist eine Gouvernante — alles, was ihr angetan wird, geschieht auf elektrischem Wege. Sie spottet über ein Weiblein, das ein hochgetürmtes Polster auf dem Kopfe trägt, daß ihr der Böse keine Steine an den Kopf werfen könne. Derselbe Wahn, nur verschieden eingekleidet.

Halt, noch ein Typus: schwarzhaarig, groß, grobknochig, mit funkelnden Äuglein. Die will dem Arzt ins Gesicht. Eben hat sie gemeint, es wäre ihr Vormund, und den kann sie nicht leiden. Die Frau ist zum zweiten Mal hier. Man hat sie einmal entlassen und als in einer Nacht dem Vormund alle Scheiben eingeworfen wurden, hat man sie am Morgen wieder gebracht. Zumeist ist sie ruhig und arbeitet für zwei. Zeitweise verkennt sie Personen und wird grob. Im ganzen wird hier wenig gearbeitet. Dort strickt eine an einem Strumpf. Die Wärterin muß ihn am Abend wieder auflösen. Um so besser ist der Appetit hier im Hause Und das Essen schlägt an.

Ein Schritt weiter — und eine Stufe tiefer. Ein drittes Haus. Das Haus der ruhigen Unreinen. Ein einstöckiges Haus; den Leuten macht das Treppensteigen Mühe; sie wohnen ebener Erde. Helle, freundliche, weite Säle, hohe Fenster auch hier, wo die Insassen sich nicht bedanken dafür. Überall reine Luft, das verlangt die neue Zeit. Da sind drei ineinandergehende Schlafräume, blank gescheuert, überall eiserne Bettstellen; eine Schlingpflanze aus dem Meere, sogen. Varec, gibt, in Säcke gefüllt, eine weiche Lagerstätte, die leicht kann gewaschen werden.

Wofür sollen die Bewohner hier danken, wenn sie die Wohltaten nicht empfinden. Für sie muß gedacht und gehandelt werden, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen ohne Unterlaß, damit diese Körper nicht Schaden leiden. Und es wird gesorgt. Sie werden am Morgen aufgenommen, gewaschen, zu Tisch geführt, es wird ihnen das Essen gebracht, einzelnen wird buchstäblich der Löffel in den Mund geführt, es wird abgetischt, die Kranken werden an die Sonne geführt und ins Grüne, abends zu Bett gebracht und nachts wieder besorgt. Da bedarf es treuer Wartpersonen, die nicht Ekel empfinden und nicht erschöpfbar sind, gesundes, gutmütiges, nervenstarkes Volk: einfache Mädel vom Land, die hier ihr Brautwägeli verdienen wollen und sonst nicht allzuviel herumsinnen. Andere Motive erlahmen meistens bald im täglichen Einerlei. Der Krankenpflegerinnenberuf erfordert nicht nur Vorsätze, sondern auch das Vollbringen. Der Arzt muß sich verlassen können auf die Leute. Er kann nicht allgegenwärtig sein, und diese Kranken klagen nicht und plaudern nicht aus.

Doch wir gehen den Kranken nach. Sie sitzen unter einem großen Nußbaum. Da ist aller geistiger Verkehr vom Menschen zum Menschen unterbrochen — eine Automatensamm-

lung. Selten erwacht ein plötzlicher Widerspruch gegen eine Wärterin, er erlischt sofort wieder. Da steht eine Patientin in einer Ecke, wie man uns sagt, alle Tage in gleicher Haltung und stößt in regelmäßigen Pausen einen Laut aus. Dort geht eine im Kreise herum. Sie waren nicht so, diese Kranken. Einst lebhaft und affektiv, sind sie vom ersten Haus aufgenommen worden, sind jahrelang im zweiten gewesen und erst mit Eintreten tieferen Blödsinns hierher verbracht worden. Nun sind sie erloschen für immer. Das Essen wird hastig hinuntergewürgt ohne Zeichen des Behagens, das Auge ist trüb, ein fatales, immergleiches Lächeln oder ein gelassenes Nichts liegt im Gesicht. Die Patienten könnten zu Hause verpflegt werden; der Wille der Angehörigen hält sie in der Anstalt zurück.

Da ist ein altes Mütterchen, gestern erst aus der Familie hergebracht, mit vielen Abschiedstränen. Heute meint es, es wäre immer hier gewesen. Das Mütterchen ist vergeßlich geworden zu Hause, hat Morgen und Abend verwechselt, nachts sich zum Kirchgang gerüstet, den Sohn für den Ammann gehalten, ihre Habseligkeiten ins Bett geschleppt, daß sie ihr nicht gestohlen würden, und ist mit ihrem Bündelchen auf die Straße gelaufen und hat den Pfarrer einen Dieb gescholten. Nun ist es im Irrenhaus. Wahrscheinlich nicht für lang. Altersblödsinn, Ernährungsstörung des Gehirns durch Arterienverkalkung, sagt uns der Arzt. Das Gehirn wird bei der Sektion recht geschrumpft sein. — Die meisten Insassen werden alt hier. Hat einmal der verheerende Sturm der Psychose ausgetobt, so hat das Gehirn Ruhe. Draußen sind die Gefahren für solche Menschen groß. Ist das Gehirn, der treue Wächter für das Wohl und den Bestand des Körpers, in seinen Funktionen lahm gelegt, so ist dieser ja den schädlichen Einflüssen von außen preisgegeben. In der Anstalt sorgen Arzt und Pfleger für diese Körper ohne Seelen. Freund Hein ist hier der beste, der einzig gefühlvolle Arzt, allerdings nur für Familie und Staat. Die Kranken kann er nicht mehr erlösen, weil sie lebendig schon tot sind.

Weiter. Wir kommen zur Zellenabteilung. Hier haben wir einige Eisenstäbe an den Fensteröffnungen. Dickes Glas in starken Rahmen hätte es auch getan; es ist nur zu teuer. Ein großes Gebäude, langgestreckt. Im Parterre ein heller, breiter Gang. Man hat nicht gespart mit dem Raum, um keine Transportschwierigkeiten zu erleben. Was uns auffällt, sind die vielen Türen in der Wand. Das sind Zellentüren. Öffnen wir eine Zelle. Sie ist wieder leer. Sie sieht genau aus wie die Notzelle auf der Aufnahmestation; ein unmöbliertes, hohes, freundliches, hell gestrichenes Zimmerchen. In einer Ecke liegt jene Meerpflanze aufgeschüttet. Die Zelle ist für eine aufgeregte Patientin bestimmt, welche die Matratze zerreißen würde. Man muß sparen — und bequem ist so ein weiches Lager auch, viel weicher als der Heustock in der Alphütte. Man friert auch weniger an die Füße. Der ganze Raum ist angenehm temperiert. Da liegt die Kranke in der Nacht; wäre ein Gesundes an Stelle der Kranken, man möchte sagen: „behaglich wie Odysseus im Laub, im Lande der Phäaken."

Eine Zelle wie die andere und alles leer. Seit man gelernt hat, auch die Aufgeregten menschlich zu behandeln, sind die Zellen meist nur Nachtquartiere geworden. Wie in den andern Häusern schlafen die Kranken hier mit den Wärterinnen in großen Sälen. In den Zellen sind diejenigen, von denen man nächtliche Störungen fürchtet. Nicht daß eine allgemeine Aufregung zu fürchten wäre — nie findet ein gemeinschaftliches Handeln statt von seiten der aufgeregten Kranken, denn jedes hat mit sich selber ganz zu tun. Aber den Kranken den Schlaf stören, heißt sie um ihre köstlichsten Stunden bringen. Je mehr Zellen eine Anstalt hat, desto weniger bedarf sie künstlicher Schlafmittel, um die Ruhe zu erzwingen.

Betreten wir einen der großen Säle. Kräftige Tische und Bänke sind am Boden festgenagelt. Man hält auf Solidität. Da geht es auf und ab und hin und her, hier leise sprechend, dort lebhaft gestikulierend; hier droht eine zum Fenster hinaus; da singt eine und hält sich dabei die Ohren zu, daß der Genuß nur den andern zuteil werde. Finstere und lachende Gesichter. Man drängt sich an die Besucher: „Wie spät? Kennst du auch den Hans Heiri? Wo wohnst du? Der Doktor ist ein schlechter Kerl, daß er uns nicht hinausläßt." Jetzt hat ein Schalk dem Arzt den Hut entrissen und sich über die Ohren gestülpt. Auch eine Ohrfeige ist zu haben, die für den Zorn zu schwach und für die Liab zu stark ist. Man sieht sich nach der freundlichen Geberin um und erblickt ein lachendes Gesicht und eine lange Nase. Man lacht mit. In dem Stimmengewirr keine Rede, keine Unterhaltung. Keines kümmert sich ums andere. Da hat eine ein Stück Kohle erwischt und malt den Doktor an die Wand. „Daß halt nicht aller Schmuck fehle."

So fehlt auch hier wie im Leben neben dem Traurigen nicht der Humor. Da wird eine gereizt und will zuschlagen. Sie wird für eine Stunde in die Zelle versetzt. Die Einsamkeit wird sie beruhigen. — „Nicht länger als eine Stunde, hören Sie!“ ruft der Arzt der Wärterin zu. Es ist hier streng untersagt, ohne ausdrückliche Verfügung des Arztes jemanden zu isolieren. Alles hat seinen Heilzweck. Bei langer Zellenbehandlung verkommen die Kranken.

Die Bewohner der Zellenabteilung rekrutieren sich aus den verschiedensten Patienten, heilbaren und unheilbaren. Man kann nicht Kranke mit gleichen Krankheiten zusammenstecken; man muß sich nach deren Verhalten richten. Eine Tobsucht brächte eine leichte Manie aus dem Geleise und doch sind beides nur verschiedene Ausdrucksweisen derselben Krankheit.

Die Zellenabteilung ist das einzige Haus ohne Garten. Hier sind ummauerte Höfe nötig. Man hat die Höfe an die Halde verlegt, daß man oben über die Mauern hinaussieht.

(Schluß folgt.)

## Die Pflegerinnenschule in Sarnen (Obwalden).

Wir erhalten vom ärztlichen Leiter dieser Anstalt, Hrn. Dr. Stockmann jun. in Sarnen, eine Zuschrift mit dem Ersuchen, sie im „Roten Kreuz“ zum Abdruck zu bringen. Wir kommen hiermit diesem Wunsche nach, trotzdem wir mit manchen Ausführungen des geehrten Herrn Einsenders nicht einverstanden sind und uns vorbehalten müssen, auf diesen oder jenen Punkt später zurückzukommen. Immerhin möchten wir dies erst tun, nachdem wir die Einrichtungen in Sarnen persönlich kennen gelernt und Gelegenheit gehabt haben, mit Herrn Dr. St. in mündlichen Verkehr zu treten. Hr. Dr. Stockmann schreibt:

In Nr. 19 Ihres Blattes „Das Rote Kreuz“ hatten Sie die Freundlichkeit, der Pflegerinnenschule in Sarnen wohlwollend zu erwähnen. Insofern dieses neugegründete Institut sich darauf beschränke, Privatpersonen für ihren eigenen Gebrauch über Pflege des gesunden und kranken Menschen zu belehren, finden Sie dasselbe unbedingt begrüßenswert. Mehr Bedenken erregt bei Ihnen der Umstand, daß man in diesen vorgesehenen monatlichen Kursen auch „Krankenpflegerinnen“ ausbilden will. Und in der Tat, wenn die Pflegerinnenschulen in Bern und Zürich mit ihren vorzüglichen Einrichtungen 2—3 Jahre zur Heranbildung ihrer Pflegerinnen brauchen, so erscheint es eigentlich mehr als kühn, in 30 Tagen auch „Pflegerinnen“ heranziehen zu wollen. Nun, das Paradoxe verliert sich eigentlich, sobald wir uns nur über den Namen geeinigt haben. Es ist ja klar, daß eine aus unsern Kursen hervorgegangene „Pflegerin“ an Kenntnissen nicht gleichwertig ist einer in den Schulen von Bern und Zürich ausgebildeten Krankenpflegerin. Aber wenn sie von Berufs wegen die Kranken pflegt, so nennen wir sie eben „Krankenpflegerin“ — einen andern Namen bietet unser deutsche Wortschatz nicht. Wir wollen offen gestehen, daß wir uns selbst bemüht haben einen zutreffenden Namen zu finden, allein es gibt eben keinen. — Nun, diese Namensfrage ist ja schließlich etwas ganz Nebensächliches. Wesentlich ist eigentlich nur die Frage: „Werden diese „unvollkommen ausgebildeten Pflegerinnen“ — um mich so auszudrücken — eine Wohltat für die leidende Menschheit sein, oder ist nicht vielmehr Gefahr vorhanden, daß sie dem Kranken infolge mangelhafter Kenntnisse Schaden bringen?

Bei Beantwortung dieser Frage müssen wir wesentlich den Zweck der Pflegerinnenschule in Sarnen berücksichtigen. Und dieser Zweck ist laut Art. 2 des Prospektes: den großen Übelständen, unter denen die Privatkrankenpflege auf dem Lande und bei der arbeitenden Klasse der Bevölkerung leidet, nach Kräften zu steuern. Also nicht die Spitäler, auch nicht die vornehmen Kreise werden das Arbeitsgebiet unserer Pflegerinnen bilden, sondern jene Schichten des Volkes, welchen eine rationelle häusliche Pflege der Kranken, Wöchnerinnen und Säuglinge bis dato größtenteils noch ganz gefehlt hat. Wenn wir aber diesen Kreisen eine Pflege überhaupt zuwenden wollen, so müssen wir ihnen eine möglichst billige und ihren Verhältnissen entsprechende bieten. Denn da hat die Pflegerin meistens nicht nur den Kranken, sondern auch das Haus und die Kinder, mitunter auch noch viel mehr zu besorgen. Wenn wir aber Personen überhaupt für diesen keineswegs beneidenswerten Dienst gewinnen wollen, so müssen wir ihnen den Weg dazu möglichst erleichtern und das einzige Mittel hiezu ist eine kurze Lehrzeit. Dadurch sparen wir nicht nur an Zeit und Geld, sondern vermindern für die